

(Nachdruck verboten.)

207 Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Das Auftreten der Brüder in den Vorstellungen, das ohne besondere Ankündigung, ohne Reklame, ohne das gewöhnliche und das außergewöhnliche Tamtam der Presse, ohne irgend etwas von dem erfolgte, was die Reugier der Pariser bezüglich eines neuen Talentes, das vor das Publikum tritt, anzuspannen geeignet ist, blieb unbeachtet. Man bemerkte sie anfangs kaum inmitten all der Clowns des Zirkus. Allmählich jedoch begann die Kunstfertigkeit, die sie in ihren Produktionen zeigten, die vornehme Eleganz, die Grazie, das Reizvolle, das in der geringsten Kleinigkeit lag, die Nello ausführende, die Feinheit und das Ueberraschende seiner Komik, das Neuartige endlich, das von beiden Brüdern in das Genre eingeführt wurde und von dem man sich anfangs nur unbestimmt Rechenschaft gab, begannen diese Dinge, sagten wir, die Aufmerksamkeit auf die Brüder zu lenken, ohne daß gleichwohl ihre Namen den Parisern recht bekannt wurden. Man sagte, wenn man Gianni und Nello bezeichnen wollte: „Die beiden . . . Sie wissen schon . . . Die mit den italienischen Namen.“ Sie erfreuten sich einer Art anonymen Berühmtheit, das war alles. Dennoch waren sie die Autoren und Akteure kleiner gymnastischer Poeme von ganz neuer Erfindung. Nachstehend das Libretto eines dieser kleinen Phantasiestücke, dessen Gedächtnis der Zirkus noch bewahrt hat.

In dem Dunkel, welches das niedergeschraubte Gas über die Manege verbreitete, lag Gianni schlafend auf dem Boden ausgestreckt, als sich aus einer bläulichen Rauchwolke Nello hervorschwang in der Gestalt eines bösen Koboldes, eines jener possenspielenden Plagegeister, von denen die Märchen der Gebirge und der Seen erzählen. Sein Kostüm zeigte die Farben des Rauchs und der Finsternis, geschmückt mit dem düsteren Glänzen der Metalle, die im Erdinnern ruhen, dunkel schimmernden Perlenmuscheln auf dem Grunde des Ozeans und der Nachtschmetterlinge unter ungestirntem Himmel.

Der Kobold näherte sich geräuschlos, mit langen, raschen Schritten, dem Schläfer und begann gleichsam, um ihn her und über ihn zu flattern, in seinen schwebenden, huschenden Bewegungen und dem Dahingleiten seiner dunklen, schattenartigen Gestalt gewissermaßen das Bild eines quälenden, bösen Traumes abgebend, der aus der nachtschwarzen Pforte des menschlichen Schlafes dem Schlummernden genahet. Gianni bewegte sich, ward unruhig, wand sich unter dem bösen Zauber, allein der Kobold fuhr fort, ihn zu quälen, hauchte ihn mit seinem Atem an, strich ihm mit den trauer-schwarzen Fittichen, die er an den Armen und den Fersen trug, über das Gesicht, kauerte in phantastischer Haltung, das Gewicht seines Körpers ganz auf seinen Händen ruhend lassend, die er auf des Schläfers Brust stützte, für einen Augenblick auf diesen nieder: das verkörperte Bild des bösen Infubus, des Alpdrückens.

Gianni erwachte und ließ seine Blicke im Kreise umherschweifen, doch schon war der Kobold hinter dem Stamme eines Baumes verschwunden, an dem des Schläfers Kopf ruhte.

Gianni gab sich dem Schlummer wieder hin, aber als bald ersahen auch höhnend der Kobold von neuem, mit einem raschen Sprunge sich auf den Baum empor-schwingend, löste einen Violinbogen und eine Geige von seinem Kostüm ab, an welchem sie befestigt hingen, und entlockte ihnen von Zeit zu Zeit einige nichttönende Klänge, sich dabei auf das Gesicht des Schläfers herabbeugend und mit unaussprechlichem Ver-nügen und einem gespenstischen, böswilligen Lächeln die Reichen der Dual in dem anderen beobachtend. Dann plötzlich entfloß seinem Instrument eine fürchterliche Katzenmusik, ein Hexenabbat, wie von zwanzig Katern, die in einer hellen Winternacht um eine Kage oben auf einem bodenlosen Fasse her zetern und miauen.

Gianni machte sich zur Verfolgung des Geigers auf, und jetzt begann in der Manege ein brillantes Rennen, bei

welchem der gelenke, listige Kobold der nach ihm greifenden Hand Gianni stets zu ent-schlüpfen wußte: durch Sprünge nach hinten über seinen Kopf hinweg, durch plötzliches Niederwerfen und zwischen seinen Beinen hindurchgleiten, durch alle erdenklichen Kniffe und Künste des Fliehens. Schließlich ergreifen werde, verschwand der Flüchtling gleichsam in einer Aufeinanderfolge von blitzähnlichen Kädern, die er schlug, in denen man eine Minute hindurch nur seine hellen Sohlen im Kreise vorüberfahren sah, und die zu einer förmlichen Augenblendung wurde. Als Gianni und das Publikum sich umsahen, wo er denn eigentlich verblieben sei, sah er geruhig auf der obersten Rangbrüstung, wohin er quer durch die Zuschauer mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit emporgekommen, sah dort in spöttischer Unbeweglichkeit.

Gianni machte sich aufs neue zur Verfolgung auf. Jetzt folgte in der Luft dasselbe Rennen, wie soeben auf der Erde. Eine Anzahl von beiden Seiten des Zirkus hin und her schwingende Trapeze wurde in Bewegung gesetzt. Der Kobold ergriff das erste derselben, schwang sich in die Luft hinaus, dort in seinem gymnastischen Spiel seinen Körper langsam, allmählich effektvoller aus der Dunkelheit hervor-treten lassend, während das gedämpfte Licht der Kronleuchter, unter denen er hinglitt, für Momente eine schwefelgelbe oder purpurrote Beleuchtung auf ihn warf, und erhaschte, als seine Luftproduktion beendet war, mit jenem bekannten Siniüber-schwung im Fliegen ein zweites Trapez, das ihm entgegenkam. Gianni verfolgte ihn; der Kobold führte einen mehr-maligen Flug durch den Zirkus aus, dann, als er einen kleinen Vorsprung vor seinem Verfolger erlangt zu haben schien, zog er, auf einem der Trapeze sitzend, abermals seine Violine hervor und entlockte ihr einige höhnische, gleichsam zähnefletschende Klänge. Endlich gelang es Gianni, ihn zu ergreifen, und beide, einander umschlingend und das Trapez loslassend, warfen sich mit einem Tiefsprung in die Manege hinab: ein Stück, das man bis dahin noch nicht auszuführen gewagt.

Auf dem Boden der Arena erfolgte ein Ringkampf zwischen Gianni und dem Kobold, ein Ringen Brust an Brust, bei dem jedoch das scheinbare Bemühen, den Um-schlingungen des anderen zu entgehen oder einander zu werfen, nur ein Entwickeln von Grazie und Plastik war, und bei welchem Nello in dem eleganten, wellenförmigen Spiel seiner Muskeln alles das zu geben wußte, was die Maler, wenn sie körperliche Kämpfe übernatürlicher Wesen mit Menschen darstellen, in ihre Gemälde zu legen bemüht sind.

Der Kobold wurde schließlich geworfen und lag bestürzt am Boden, in der zerknirschten Haltung eines Besiegten, der zum Sklaven des Siegers geworden. Jetzt griff Gianni seinerseits zur Geige und spielte auf ihr sanfte, liebevolle Weisen, in deren schmelzenden Klängen die Güte eines ver-föhnenden, verzeihenden Menschenherzens lag. Und während er spielte, richtete sich der Kobold nach und nach empor und rückte der Musik langsam näher, ein Entzücken kundgebend, das wahrnehmbar alle Glieder seines Körpers zu durch-dringen schien.

Plötzlich sprang er auf, und wie unter dem Einfluß eines Erorzismus stehend, der gewaltsam den Höllegeist aus einem Besessenen treibt, sah man seinen Körper plötzlich, ohne daß jedoch das Schauspiel etwas Widerwärtiges, Ab-stoßendes gehabt hätte, sich winden, sich drehen, sich krümmen. Er bekam Aufschwellungen und Zusammenziehungen, wie sie für einen menschlichen Körperbau unmöglich erscheinen. Sein Leib zeigte eine unfassbare Ausbuchtung des Kreuzes, ein unbegreifbares Hervorspringen der Schulterblätter; seine Wirbelsäule, die sich vom Rücken nach der Brust geschoben zu haben schien, wölbte sich vorn wie zu dem Pelikantröpf eines Geschöpfes aus einer fabelhaften Tierwelt, und in seinen Gliedern schoben sich die Muskeln auf und nieder, wie die Ringe unter der glatten Haut einer Schlange, die sich fortbewegt. Es war für aller Augen verständlich, daß der „Flatterer ohne Flügel“, der „Kriecher“, der „Nacht-vogel“ aus dem gespenstischen Tierreich der alten Legenden; das böse Prinzip, aus dem Innern des Kobolds vertrieben, aus ihm von dannen zog, der schließlich, in einer raschen

Folge von plastischen Stellungen seines graziösen, nun erlösten und befreiten Körpers, die Harmonie, das Einnehmende schöner menschlicher Bewegungen: die Schönheit des Menschlichen in den antiken Statuen wiedergab.

Dann, seine Violina ergreifend, während das wieder hell aufflammende Gas dem Publikum andeutete, daß die düsteren Phantasien und Träume der Nacht vorüber, der Tag erschienen sei, spielte der Kobold im Verein mit Gianni ein Stück auf den Instrumenten, das gleich der leisen Symphonie eines schönen Sommermorgens tönte, gleich dem klingenden Rieseln von Quellen, die unter moosigen Baumwurzeln murmeln, und dem flüsternden Rosen der Blümhüben mit dem Sonnenstrahl, der den Tau von ihren feuchten Lippen küßt. (Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Ein guter Roman soll uns bewegen wie eine gute Musik, deren Akkorde zusammenfließen zu einer brausenden Sinfonie, in der wir untergehen und wieder auftauchen, geläutert und befruchtet, von einem Glauben erfüllt und reingestimmt in innerer Harmonie. Was für eine Musik aber wird in unseren neuen Romanen gemacht? Allenfalls, daß man für kleine Stimmungen sorgt und kleine Gefühle weckt. Hier ein paar zahme Klampffakorde, dort ein ländlicher Reigen; hier eine gekünstelte Bravour-Arie, dort eine schmetternde Lärmsinfonie; schüchtern ein vereinzelter inniger Klang aus Herzensstiefe, ab und zu ein Spottvogellied und zwischendurch das blecherne Geräusch der bloßen Unterhaltungsmusik. Aber die große Sinfonie des Lebens, das große Orgelbrausen des Menschheitslebens vom Ringen und Vollbringen tönt nicht an unser Ohr. Wie die herrlichen Anfangstakte der fünften Sinfonie von Beethoven in C-moll, in denen das Schicksal an die Pforte pocht, so grandios und feierlich, erschütternd und erhebend, mühte ein Roman an unsere Seele pochen. Und er mühte uns übersättigen, wie die Beethoven'sche Musik, mit Kraftgefühl und Siegesmut, mit Zuversicht und Frieden. Nicht ein Buch von solcher Gewalt finde ich unter der Romanflut. Da kein Autor von heute stark genug ist, den sozialen Drang der Gegenwart, in der ungeheure Kräfte gären, mit universellem Geiste zu umspannen, sollten sich die Dichter wenigstens zu einer Organisation vereinigen, in der Arbeitsteilung herrscht. Vielleicht bekämen wir dann in Einzeldarstellungen ein Abbild unserer ereignissschwangeren Zeit. So muß man es schon als einen Gewinn betrachten, wenn ein paar Autoren wenigstens den guten Willen zeigen, aus dem Litteratentum sich in das Leben hinüberzuretten.

Georg Hirschfeld hat in seinem Roman: „Der Wirt von Beladuz“ (S. Fischer, Berlin) eine kleine Welle des brandenden Lebens aufgefangen. Die Fremdenindustrie, die mit spekulativer Gewinnsucht in stille Erdwinkel einfällt, wie Räuber in ein friedliches Heim, ist immerhin ein zeitgemäßes Thema. Wir wissen, diese kapitalistischen Gründer, die mit ihren großartigen Hotelunternehmungen nicht nur so manches Stück majestätischer Natur verschandeln, sondern auch friedliche Hinterwälder mit ihrem Särpffsystem anstecken und zu Profitgeiern machen, haben die Entartung und Verkommenheit ganzer Täler und Gemeinden auf dem Gewissen. Wo die Menschen früher in verklärter Einsamkeit geruhsam ihrer Arbeit nachgingen, sind sie nun von fiebender Gier nach Verdienst besessen, sie sind von der Ausbeutungssucht befallen und es verdorrt darunter ihr einträchtiges Familienleben, ihr Charakter, ihr Glück, ihre Moral. Der faule Schwindel der Niesenhötel, nach deren Beispiel ganze Orte zu einer einzigen großen Fremdenfalle werden, die mit dem Fremdenstrom auftauchende Scheinkultur, die die Eingeborenen verdirbt und um ihr Bestes und Natürlichstes bringt — das Degenerierende dieses mammonistischen Auswuchses fand indessen in Hirschfeld nur einen ästhetischen Glossierer. Hirschfeld ist keine Kampfnatur, volkswirtschaftliche „Anstimmigkeiten“ fordern nicht sein soziales Gefühl, sondern seine gefühlvolle Seele heraus. Und so wurde auch seine ganze Geschichte mehr ein seelisches, denn ein soziales Problem. Der Wirt von Beladuz ist Einsamkeitsmensch, der auf seiner Scholle wurzelt. Aus der von der Kultur unberührten Erde saugt er die Ganzheit seiner Natur. Aber diese Ganzheit zerbröckelt ihm, als die verheerende Woge der Fremdenindustrie sein geliebtes Tal verwüstet. Während um ihn herum die Nachbarn und nächsten Angehörigen sich bereichern, wird er innerlich ärmer und elender, heimatlos. Er erobert sich nicht die Heimat zurück, aber den Frieden seiner Seele, indem er, fern dem Getriebe, als Einsiedler seine Tage lebt. So findet er sich mit dem feindlichen Leben in stiller Resignation ab. Nicht das Gesellschaftsgewissen, das Gewissen eines Einzelnen schlägt in dem Buche. Solche Lebenskämpfer, die vor allem mit ihrem eigenen Innern ringen, sind Hirschfelds Spezialität. Nur ist er auch in diesem, seinem gesündesten Buche, wieder in seine krankhafte, allzu personene Weichheit verfallen, unter der seine Menschen nicht nur blutleer in ihrem stilisierten Empfinden, sondern auch bedenklich zu Papier werden. Bei vielen Vorzügen also wieder kein Buch des Lebens, sondern nur Kapitel eines Sonderlebens. Was für eine Musik? Ein dünnstimmiges Klagegedicht mit einem leisen Trutzakord

Mit einer Sonderlingsnatur, von den Wogen des Lebens umspült, beschäftigt sich auch Leonhard Schridel in seinem Roman: „Der goldene Stiefel“. (Albert Langen, München.) Dieser Schustermeister Martin Wihlemann ist ein ganz naher Verwandter von Hirschfelds Wirt von Beladuz. Auch er stemmt sich gegen eine neue Kultur, deren vermeintliche Segnungen ihm einen Fluch bedeuten. Dort wurde ein Mensch durch die Fremdenindustrie, hier ein Mensch durch die Maschinenindustrie aus dem Gleise gebracht und auf heimatischem Boden entwurzelt. Dieser heimatische Boden war für Meister Martin das Kleinhandwerk. Ein goldener Stiefel prangte über seiner Tür, im Hause arbeiteten Meister und Gesellen und brachten es zu bescheidenem Wohlstand. Aber da kam nach ehernen Gesetzen das Maschinenzeitalter herauf und das Rad der Entwicklung zermalnte Meister Martins Kleinbetrieb. Den Ruin einer Handwerkersfamilie durch den Großbetrieb schildert das Buch. Gegenüber der Fabrikproduktion war aller Fleiß Meister Martins umsonst, denn er war, wie Hirschfelds Wirt auch, ein unglücklicher Nachkomme des Sebbelschen Tischlermeisters Anton, einer jener holzstarren Eisenläpfe, die mit zähem Festhalten am Alten sich dem Neuen nicht anzupassen vermögen. Nicht allein aus der altväterischen Langsamkeit, vor allem aus der Ehrlichkeit ihrer Natur heraus. Und als der bedrängte Meister das Wahrzeichen seines Glüdes, den goldenen Stiefel, vom Haken nimmt, bricht auch seine letzte Widerstandskraft zusammen. Auf dem Speicher seines gepfändeten Hauses erhängt er sich. Der Pfarrer aber sprach an seinem Grabe: „Er verstand seine Zeit nicht.“ Diese Tragik, wie ein guter Mensch an Zuständen, die er nicht begreift, die aber mit unerbittlicher Grausamkeit sich entwickeln müssen, zugrunde geht, das Zerbrechen eines braven Mannes an äußeren und inneren feindlichen Gewalten, schildert Schridel mit wehmütiger Eindringlichkeit, ergreifend gerade in der Kunstlosigkeit der Form und mit einer einfachen klaren Sprache, die sich an Keller und Hesse herangebildet hat. Ein schwermütiges Lied im Volkston, in das von Ferne das Sterbeglöckchen hineinläutet. Das tröstliche Geläut der Auferstehungsglocken aber ist nicht dabei zu vernehmen.

Solche Auferstehungsglocken höre ich läuten in Korffs Holms: Thomas Kerthoven. (Albert Langen, München.) Ich verstehe darunter den Sieg des Optimismus über den Pessimismus. Der Dichter muß eine Weltanschauung herauswachsen lassen, die aufrichtet, statt niederdrückt. Die beiden Helden der eben besprochenen Bücher unterlagen im Kampf des Lebens. Thomas Kerthoven ist ein Besieger des Lebens. Harte Kämpfe bedrohen sein Heil, aber nach dem alten Goethe-Wort: stirb und werde, feiert er seine Auferstehung als Lebensüberwinder. Zwar ist Thomas Kerthoven gänzlich losgelöst vom sozialen Getriebe, aber ein subtiles Einzelempfinden bringt auch ihm Verwirrungen aller Art. Die Dämonen in der eigenen Brust versuchen ihn vom künstlerischen Menschen zur Durchschnittsnnummer herabzuziehen, eine minderwertige Frau bringt ihn vollends um den letzten Rest der Selbstbehauptung. Auch er rettet sich in die Einsamkeit, aber nicht, um dort sein Leben in Bitterkeit zu vertrauern, sondern zum Manne zu erstarren. Er findet sich selbst wieder und damit auch den Weg zum Glück. Vereint mit seiner Jugendgeliebten, schreitet er mit festem Willen auf das Eiland zu, auf dem Sonne, Frieden und Glauben ist: der Glauben an die eigene Kraft, die sich mit Leben und Schicksal in Güte, Verstehen, Mut und Stärke auseinander zu setzen weiß. Holms Kerthoven gehört zu dem Fahnlein der Aufrechten, er singt die fröhliche Melodie der Hoffnung: durch Nacht zum Licht. Im ersten Buch, obwohl es satirisch lächelt, und meisterlich im Stil.

Elegischer Ringt die Melodie der Hoffnung aus Tod und Leben von Emil Luda. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Hier ringt wiederum ein Mensch um Frieden und Glück, aber alles Leid kennt ihm noch ausschließlich nur von seinem eigenen Innern, ganz von fern nur tobt das Meer des Lebens. Das eigene haltlose Ich schwankt wie ein Rohr im Winde selbstqualerisch und grüblerisch hin und her. Wir haben eine ganze Reihe solcher Ich-Romane, in denen die Dichter ihre Seele anatomisch zerfasern und diese abgründigen Ich-Schmerzen lassen uns allgemach recht kalt. Emil Luda aber bringt viel Dichterisches mit, eine zärtliche Trauer liegt über seinen Worten und gibt seinem Buche einen echten Klang. Seines Helden „Leiden am Leben“ unterscheidet sich von dem künstlichen Daseinskel der Aesthetenliteratur durch eine ehrliche Schlichtheit und natürliche Wärme. Das Buch erzählt eigentlich die Geschichte einer Liebe. Aber da sich der Liebende als „trüber Gast“ auf der Erde fühlt, glaubt er nicht an seine Fähigkeit, die Geliebte glücklich machen zu können. Der Frühling, der Freund, die Liebe gehen an ihm vorüber. Und erst, als er das tiefe, schwere Wort über seinem Leben fühlt: Gewesen, stirbt auch sein alter friedloser Mensch und erhebt aufs neue zu innerem Gleichgewicht. Wie fand er die Formel zu solcher Wandlung? Er warf den grübelnden Rühiggänger fort und schloß sich tätig der Allgemeinheit an. Mit gemeinsamen Zielen verband er sich der Menschheit und so landet auch dieser Roman auf dem Umwege grauen Philosophierens wieder im Leben, das der Mensch nur, nach des Verfassers Beweisführung, sich mit einem harmonischen Innenleben gewinnen kann. Diese Bücher sind, obwohl sie fern dem schweren Daseinskampf und den sozialen Nöten stehen, dennoch in ihrer Art Kampfbücher. Sie kämpfen den Kampf um ein anderes Lebensgut: um die gefestete, starke Seele des Menschen. Sie umspannen mit ihrer breiten Zustandsdarstellung zwar nur ein Einzelschicksal, aber sie ringen

um eine Weltanschauung. Um eine Zuberficht, ein stilles Ergeben ringen sie, da von nun an ohne Stachel, gleichsam über den Dingen, der geheute Mensch der Leiden ledig und des Glückes teilhaftig wird. Ladas Buch zeichnet sich im übrigen noch durch ein inniges Naturumfängen aus.

Ganz und gar ein Weltanschauungsbuch ist auch: Max Gehard von Rudolf Buch. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Fast gar keine Handlung mehr, kein bewegtes Spiel der Kräfte, alles nur noch Reflexion. Waren in dem Ladaschen Roman noch Herz und Gefühl in Mitleidenschaft gezogen, hier thront nur das Hirn. Dieses Hirn sibt als ein Richter über der Welt. Aphoristisch und in Paradoxen äht eine zerklebende Zweifelsucht den Glanz von Menschen und Dingen ab. Und das größte Paradoxon des Buches ist, daß dieses scharf und richtig urteilende Hirn just das Hirn eines preussischen Regierungsassessors ist. In einem Winkel dieses Hirns bohrt noch das Vorurteil, die Bismarckanbetung, das Aristokratengefühl, aber eine überwiegende Menschlichkeit sucht sich davon zu befreien. Und so löst sich dieser Regierungsassessor Gebhard nach und nach aus den Fesseln angestammter Vorurteile, wirft seine läglich empfundene Gymnasialbildung und seinen hemmenden Beruf über Bord und wird ein freier Geist und damit ein freier Mensch. Es lohnt sich schon ein Stück Weges mit diesem Philosophen zu gehen, wenn er auch nicht auf jene wolkenlozen Höhen führt, da das befreiende Lachen wohnt. In seinem Lachen steet noch viel Galle, wenn er höhrend sich eine Lächerlichkeit, eine Dummheit, einen Betrug aus unserer Schwindelkultur herausgreift und das eigentliche Wesen unserer Schablonebildung auf allen Gebieten herauszubestillieren sucht. Bei dieser geistigen Destillation verdampft dann zumeist alles zu nichts, nur der Pessimismus bleibt zurück. Luchs ganzes Buch läuft auf Desillusion hinaus. Aber sein Verdienst ist, daß er durch Zertrümmern falscher Ideale den Weg und den Blick frei macht für Vernunft und Erkenntnis neuer Lebenswerte. Und wir brauchen auch sie, diese schrille Dissonanzmusik der Verneinung, wenn ringsum die Schönsärber ihre Psalmen auf die göttlichste aller Welten gar zu ausdringlich singen.

Wir bringen aber auch neben den Romanen voll schweren Ernstes Erheiterungsbücher, mit einer tüchtigen Portion Uebermut durchschossen! Der Mensch will nicht nur erhoben, ethisch erleuchtet, tragisch bewegt werden, er will auch einmal lachen. Viel zu wenig Bücher gibt es, die dem Menschen dieses harmlose Lachen bringen, das Erquickung und Jungbrunnen ist. Ein tiefes Buch lesen, bedeutet Arbeit. Eine Lektüre zum Ausruhen, gleichsam für die Ferien des Geistes, ein leichtes, lachendes anspruchsloses Buch hat uns nun Herrmann Heijermans mit seiner phantastischen Geschichte: Geflügelte Latzen (Egon Fleischel u. Co., Berlin) beschert. In diesen „entseherregenden, herzbellemmenden, aber keineswegs unmoralischen Abenteuer“, zeigt der sonst ebenso realistische, wie pathetische Autor ein ganz neues Gesicht. Er kommt als Humorist daher und in der Tat, das Debüt ist überraschend gut ausgefallen. Heijermans schildert in ergöglicher Komik die nächtlichen Ausflüge einer reich gewordenen Schweineschlächterfamilie mittels amerikanischer Flugmaschine. Das Oberhaupt besagter Familie Schwalbe hat den technischen Kappel bekommen, mit dem er sich und die Seinen zu „Selbstfliegern“ machen will. Die nächtlichen Uebungen im Bodenzimmer, bei denen Herr Schwalbe vorerst noch mit seinem Haarschopf den Kall vom Plafond scheuert, das kühne Experiment ums Haus herum zum Entsetzen der Diensthoten, das große Wagnis zur einsamen Burgruine auf Flügeln der Luftstrampelmaschine, bei dem die Flügel verbrennen und die Familie Schwalbe, auf hohem Turm ausgesetzt, in trostloser Verlassenheit ihr Ende erwartet; dazu die anwachsende Aufregung der Nachbarn, die in ihrem heiligsten Instinkt, der Reugierde, durch die geheimen Manipulationen der fliegenden Familie verlezt werden — das alles zusammen ergibt die heitere Historie, über die man herzlich lachen kann. Unterhaltend sind gleichfalls die scherzhaften Ausblicke in das Zeitalter des Fliegens.

Ein viel weniger harmloses Lachen als das sorgenscheuende Lachen Heijermans macht Leo Gilberts phantastisch-satirischer Roman: Seine Eggellenz der Automat. (E. Guster u. Loeffler, Berlin und Leipzig.) Hier wirbelt ein phantastischer Geist einen tollen Hexenputz auf, aber hinter dieser lähnen Phantastie steht die Wissenschaft und hinter diesem Hexenputz steht die Wirklichkeit. — Der lägliche Mechanismus unserer Lakaienwelt mit dem Vaudrutschen der Inechtseligen Untertanen und ihrer Anbetung der goldbetreten Phraze — er schnurrt in Gilberts ingrinnig satirischem Buch sein Penium herunter. Der Automat mit dem Näderwerk im Innern, er macht sich zum Herrn der Welt. Was für ein geistvoller Hohn auf die Denkfaulheit, auf das automatisch arbeitende Hirn der Menschheit, auf die Riesenschlagworte des Stumpfsums ist dieser künstliche Mensch mit den eingelegten Walzen, die auf alle die beliebten Stichworte der Philister ihre Vitaneien herunterleiern und den der Autor auf die lieben Mitautomaten, die unsere Gesellschaft bilden, losläßt. Die Walzen enthalten alle die schönen Redensarten, mit denen man Karriere macht: Königstreue, Vaterlandsliebe, Gottesfurcht und Niederkert. Kein leeres Hirngespinnst ist dieser geistig funktionierende Android (menschennähnliches Produkt), er ist die Quintessenz eines logischen Denkens. Alle Gedanken Gilberts drehen sich um den Mechanismus, der die Welt regiert. Wenn er das „Frühlicht“ beschreibt, so kommt ihm dafür das Bild „Eienfluh“, und „was müssen das für schäbige Poeten sein, die nicht

Geist und Reime finden, Dampf und Elektrizität zu besingen . . .“ Wie schon für manche Philosophen die Seele ein „geistiger Automat“ war und für Du Bois-Reymond die Welt eine „Maschine“, sibt auch der Autor im Jahhrad das Geheimnis der Welt. Der Mensch ist ein Näderwerk mit eingelegten Walzen, er denkt und begreift nach festgeschraubten Begriffen. Die Beamten, zu deren Lebensnotdurft es gehört, Beamter zu sein — nichts als eingerosete Automaten. Das Paragrafenwesen — ein Automat, der die Bürger klein hadt, eine sogenannte „Untertanenwurfmaschine“. Die Staatsmänner — Automaten der leeren Worte. Die Hurrafanaisse, die den Patriotismus aus der Mannesbrust schwiht — Automaten der Unterwürfigkeit. Sollten in einem künstlichen Automaten nicht diese Bruchstücke des Verstandes und Unverstandes lebendiger Automaten zusammengehäuft werden können? So, daß das Näderwerk den Menschen übertrumpft? Und siehe, der mit Menschenhaut überspannte Mechanismus blamiert mit höllischem Gelächter die Welt! Er haspelt die durch Jahrtausende von stupiden Menschengeschlechtern geprägten Worte bei der jeweilig passenden Gelegenheit ab und die ganze bornierte Masse der Stichworte brüllt schweißbedud Weisfall. Der Android läuft zuerst alle Zeitungen auf, wird Großindustrieller und zuletzt, als ihm ein paar mathematisch-logische Walzen herausgeschlagen waren und er deshalb nur noch als Phrasen-Perpetuum mobile funktionierte, Minister. Diese Inhaltsgabe sibt aus wie ein billiger Scherz, indessen man muß das Buch selbst lesen, um den graufamen Ernst zu erkennen, mit dem der Verfasser das öde Kreiben des Puppentheaters an den Pranger stellt, das Staat und Staatsbürger mit Gott für König und Vaterland aufführen. Das Ja- und Amenlagen der Masse, die ewige Dummheit der Dugendseelen — was für gellende Peitschenschläge fallen hierfür ab! Und als am Ende der Automat aus den Fugen geht und dem Herrn Minister, der heiligen Staatsraison, ein Näderwerk aus dem Wauche quillt, prasselt er noch einmal ein satanisches Lachen über der loyalen Menschheit Lächerlichkeit aus. Leo Gilbert ist ein siedernder Verächter der Sklavenseele und erteilt mit spöttischem Humor eine beherzigenswerte Lektion. Das Buch, das ebenso unterhaltend wie anregend ist, sollte sowohl als Aufklärungsbuch, wie als heilsames Schnupfmittel für das große befreiende Lachen einen Platz auch in Arbeiterbibliotheken finden.

J. V.

Kleines feuilleton.

Das Gummiarabikum von Senegal. In dem interessanten Werke von Béranger-Féraud „Les Peuplades de la Sénégambie“ finden wir sehr eingehende Mitteilungen über die Gewinnung des Gummiarabikums durch das Hirtenvolk, das das rechte Ufer vom Senegal bewohnt, durch die Raures, deren Haupthandel eben das Gummi vermittelt. In dieser Eigenschaft spielt es daselbst eine so beträchtliche Rolle, daß sich dieses Volk um einen Gummivald oft mit Erbitterung schlägt. Bis auf die Zeit des genannten Reisenden gewann man das Gummi nur auf dem rechten Ufer des Senegal; und um selbiges zu finden, unternahm man zunächst Streifereien in das Land. Man hatte früher geglaubt, daß das Produkt nach regenreichen Jahren von selbst erscheine, sobald mit der trockenen Jahreszeit Ostwind eintreffe und die Rinde rissig mache. Das mag, so meinte unser Reisender, bis zu einem gewissen Grade wahr sein, er selbst aber halte eine Schmaroberpflanze für die Urheberin. Diese nennen die Eingeborenen Lobb, und sie sei eine ähnliche Pflanze, wie man sie auf unseren europäischen Bäumen als Mistel finde. Selbige siedele sich auf den Azazien an und bewirke da, wo sie in die Rinde eintrete, eine mundenartige Geschwulst, aus der dann der Saft des Baumes als Gummi ausfliehe. Die Pflanze wurde später von dem berühmten Botaniker Charles Martin von Montpellier als Loranthus Senegalensis bestimmt. Ein Gummivald heißt bei den Eingeborenen Kraba und ist als solcher heilig, weshalb es kein Fremder ungeahndet wagen dürfte, auch nur einen Zweig abzubrechen. Wer von den Mitgliedern des Stammes einen solchen Wald besitt, hat auch das Recht, Gummi zu ernten. Diese Ernte beginnt im Oktober mit dem Erbauen von Hütten am Saume des Waldes, und zwar da, wo sich Brunnen finden oder wo man seine Ernten unterbringen kann. Die Gewinnung selbst ist eine rohe Arbeit, denn der Wald stellt den Sammlern durch Vienen und dornige Sträucher, wie sie auf der senegambischen Sahara nur allein sich zu entwickeln vermögen, große Schwierigkeiten entgegen. Doch Stolz und Sorge um seine Familie lassen den Sammler auch die schmerzhaften Verwundungen ertragen, und so arbeiten alle mit Ausdauer und Eifer, um das Gummi allmählich einzuheimsen. Zu diesem Behufe bewaffnen sich die Raures mit einem langen, am Ende gekrümmten Stöck und holen mit dessen Hälfte die mehr oder weniger großen Gummipropfen von dem Astwerke herunter. Kann das in der Nähe der Brunnen geschehen, so trägt der Arbeiter nur einen kleinen Ledersack bei sich, um das Gummi darin unterzubringen; im ungelückten Falle führt er in einem zweiten Sack eine Partie Wasser mit sich, aber niemals duldet der Herr, daß sein Sklave mit Lebensmitteln sich versieht. Er sucht ihn durch dieses Mittel tätiger zu machen. Hat der Sklave, entkräftet durch Hunger und eine entsehrliche Hitze, gegen Abend das bestimmte Maß der Ernte nicht erreicht, hat der Hunger ihn gezwungen, das gewonnene Gummi zu verspeisen, so wird er bis zum äußersten

geprügelt. Ein Geschäft, das im Sudan Tausende erreicht. Die erste Ernte ist im Dezember beendet, eine zweite schließt sich im März an, und letztere wird um so reicher, je länger und je stärker der Ostwind weht. Vom Monat Januar bis zum März dauert der Handel in Gummis, dann ist die Ernte beendet und der Stamm verläßt den Wald, um sich nach den alten Plätzen zurück zu begeben. Schon im Jahre 1760 betrug die Summe des eingekauften Gummis an 900 000 Kilogramm; seitdem stieg sie wieder bedeutend, so daß sie nicht selten über 3 Millionen Kilogramm betrug — Summen, die allerdings bei dem hohen Preise das Gummis zu einer Art Goldquelle machten.

Musik.

Wie am Mittwoch nachmittags in der Vorhing-Oper Schönbrunn den Namen des grauen Männchens, „Numpelstilzchen“, findet und dadurch befreit wird — von diesem dramatisierten Märchen würden wir kaum Notiz nehmen, wäre es nicht um eines jungen Komponisten willen. In der gleichen Zeit des Vorjahres haben wir uns näher über die jetzt häufigen Weihnachtsstücke für Kinder ausgesprochen. Spasmachen und Moralisieren, viel Dilettantensprache und zappeliges Spiel: über diesen Durchschnitt pflegt nur Einzelnes hinauszukommen. Wer seinen Kindern Unterhaltung und sich selbst Interesse an dem Gesahen der Kleinen gönnen will, kommt bei solchen Vorstellungen wohl stets auf seine Rechnung. Wer gerade für Kinder nur das künstlerisch Vollendetste — versteht sich in elementarer Einfachheit — gelten lassen will, muß bedauern, daß derlei noch nicht zu finden ist.

Rosa Dobillet hat aus dem alten Märchen ein Bühnenwerkchen gemacht, das von dem Konventionellen des Kinderstückes wenigstens nicht zu viel bringt. Dr. Max Werner, seit kurzem aus einem anderen Berufe herüber zur Tonkunst gekommen, überraschte uns durch den gelungenen Anfang seiner „Numpelstilzchen“-Musik. Er geht gern ins Bolle der Instrumentation, führt auch einige Schlaginstrumente und dergleichen auf interessante Art ein und paßt seine eigenen Weisen den mitbenutzten Volkslied-Quaten gut an. Allerdings würde seine Komposition bei strafferer Zusammenziehung und bei leichtfüßigeren Harmonienfolgen vorzüglich in den balletartigen Nummern auf die Dauer weniger einformig wirken. Der Zwang zum Abgerissenen, den der Text ausübt, und wohl auch der Einfluß der Operettenmusik halten sein Können ebenfalls noch nieder.

Neben einigen bekannteren Namen der Vorhing-Oper seien die Damen Hannemann und Müller ob guten Singens und Sprechens sowie einige Ballettlediven ob Ueberwindung größerer Schwierigkeiten gerühmt.

Medizinisches.

Die Geschlechtskrankheiten im Altertum. Seit langer Zeit besteht ein Streit darüber, ob die alten Griechen und Römer schon die Geschlechtskrankheiten gekannt haben. Hierüber bringt im „Centralblatt für innere Medizin“ Prof. Dr. C. Witz einen beachtenswerten Beitrag, der zugleich das Urteil eines hervorragenden Vertreters der klassischen Philologie, Prof. Friedrich May, berücksichtigt. Daraus geht hervor, daß den Römern die durch den natürlichen Geschlechtsverkehr entstandenen Ansteckungs-krankheiten fremd gewesen sind. Was so aussieht, muß auf andere Uebel, namentlich auf die Folgen der Päderastie, bezogen werden. Ein anderer Grund für das Schweigen in der ganzen römischen Literatur, wo sich das Reden doch von selbst bei unzähligen Gelegenheiten aufgedrängt hätte, ist ohne Zwang nicht denkbar. — Bisher gab man meistens zu, die Römer hätten die örtlichen Uebel, die aus einem mit einer Infektion behafteten Geschlechtsverkehr hervorgehen können, wohl gekannt, und nur die den ganzen Körper verfeuchende Syphilis sei ihnen fremd gewesen. Nunmehr fehlt nach dem obigen Zeugnis bei ihnen alles und jedes, was wie eine Ansteckung auf natürlichem geschlechtlichem Wege aussieht, wenigstens soweit der Beweis aus dem Stillschweigen der Quellen Geltung hat. — Witz stellt den Erreger der Syphilis, die Spirochaete pallida, als ein lebendes Erzeugnis Amerikas hin, die 1493 durch die Schiffe des Kolumbus aus Westindien nach Europa eingeschleppt ist, ein amerikanischer Schmarotzer, ähnlich der Malaria und des Koloradokäfers, die ebenfalls aus dem fernen Westen zu uns kamen.

Schutz vor Rauch und Ruß. Wie wenig Rücksicht in Deutschland auf die Gesundheit der Einwohner, namentlich der Städte, genommen wird, geht daraus hervor, daß man es in Fabrikgenden kaum wagen kann, die Fenster offen zu halten, wenn man nicht gewärtig sein will, daß Rauch und Ruß eindringen und den Nutzen der Lüftung illusorisch machen. In diesem Falle schäben wir die Engländer als Vorbild, denn bei ihnen macht sich eine sehr energische Bewegung gegen die erwähnten Schädigungen bemerkbar. In Manchester, jener ausgesprochenen Fabrikstadt, wurde kürzlich festgestellt, daß in Fabriken eine Rauchzeugung vollständig wegsiel, obgleich in ihnen in der Woche 200 Tonnen Kohlen verbrannt wurden. Zugleich wird aber im „Lancet“ darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht nur immer der schwarze Rauch sein muß, der gesundheitschädlich ist, sondern daß der Kampf ebenfalls gegen den gelben Rauch, wie ihn Zementwerke hervorbringen, der wieder andere Bestandteile enthält als der schwarze, zu richten ist. — Namentlich unser Eisenbahnstikus sollte sich endlich einmal derartige Lehren, wie man sie in England gewonnen hat, zu Herzen

nehmen, denn es ist geradezu ein Skandal, welchen Gesundheits-schädigungen Eisenbahnreisende durch den Rauch und Ruß der Lokomotiven ausgesetzt sind, und zwar in bezug auf die Atmungsorgane, die Augen und auf die Reinlichkeit überhaupt.

Humoristisches.

Humor des Auslandes.

— Der kleine Fred: „Wie kommt es, daß die Frauen immer über ihre Diensthöten klagen?“ — Die kleine Estie: „O, das ist nur, damit die Leute merken, daß sie sich welche leisten können.“ („Chicago News“.)

— Zwei Duellanten nahmen den Frühzug nach Fontainebleau, ihrem Treffpunkte. „Eine Rückfahrkarte“, sagte der erste Duellant am Fahrkartenschalter. — „Nur einfach“, sagte der andere gelassen. — „Ah!“ plachte der erste los, „Sie fürchten, daß Sie nicht zurückfahren werden? Was mich anbetrifft, so nehme ich stets eine Rückfahrkarte.“ — „Ich niemals“, verlegte sein Gegner, „ich nehme stets dem Toten meine Karte für die Rückfahrt aus der Tasche.“ („Pic me up“.)

— Erstes Mitglied: „Warum ist denn unser Vorsitzender so großwahnsinnig geworden?“ — Zweites Mitglied: „Er hat vor 14 Tagen einen Stoß erkrhagen und das ist ihm zu Kopf gestiegen.“

— Zigon: „Das Glück klopft an jedermanns Tür.“ — Jackson: „Ja, aber das Klopfen hat so viel Ähnlichkeit mit dem des Steuerboten, daß ich mich fürchte, die Tür zu öffnen.“ („Illustrated Bits“.)

Notizen.

— Hans Vorhing, der letzte Sohn Vorhings, ist im Augustspital in Berlin gestorben. Er war, nachdem er mancherlei probiert, Schauspieler geworden, hatte aber keine sonderlichen Erfolge. Vor einigen Jahren — da Vorhing Vater bei Hof entdeckt wurde — wurde Hans Vorhing für das Berliner königl. Schauspielhaus verpflichtet.

— Paul Ritter, ein guter Städtebild- und Interieurmaler alter Schule, ist hochbetagt — er wurde 1829 geboren — in Nürnberg, seiner Vaterstadt gestorben. Als Malierer und Maler hat er seine Motive hauptsächlich dem malerischen alten Nürnberg entlehnt, dessen schönsten und bekanntesten Partien er dargestellt hat.

— Der russische Synod gegen Bedekind. Die „acht russischen Männer“ haben gefunden, daß Bedekind, dessen Werke, besonders „Frühlings Erwachen“, ins Russische überfetzt wurden, für das russische Volk nicht gut tue. Da sie den Autor zu ihrem Leidwesen nicht pogromen konnten, richteten sie unter Führung des Bischofs Serafim an den Oberprokurator des Synods das Gesuch, die Aufführungen dieses Dramas zu verbieten, da es dem russischen Geist widerspreche, solche volksverderblichen Theaterstücke durch Aufführungen bekannt zu machen. Der „heilige“ Synod, der eine Mischung von preussischer Zensur und päpstlicher Inbexkommission darstellt, wird den braven Männern, die zweifellos auch dem preussischen Landtage nächsten eine Hochachtungsdresse überreichen werden, zweifellos den Gefallen tun. Die preussischen Behörden sind bisher, soweit wir unterrichtet sind, nicht angewiesen worden, nunmehr Bedekind auch bei uns zu verbieten.

— Neue und alte Bücher. Fast in allen Ländern wird lebhaft Klage darüber geführt, daß die neuen Bücher nicht genügend Absatz finden. Es gibt, so schreibt der „Economiste françois“, zu viel Verleger und zu viel Autoren und es gibt kein genügend großes Publikum für die 75 000 neuen Werke, die alljährlich in der ganzen Kulturwelt gedruckt werden. Man vergegenwärtige sich nur, daß man allein in Frankreich im neunzehnten Jahrhundert 700 Dichter aufzählt und daß von diesen 570 erst nach dem Tode von Muffet ihre Verse zu veröffentlichen begannen. 570 Dichter in einem halben Jahrhundert allein in Frankreich, das ist gewiß etwas zu viel. Begreift man es so, daß eine Krisis auf dem Büchermarkt der zeitgenössischen Werke entstanden ist, so ist auf der anderen Seite die Vorliebe für die alten Bücher, für wertvolle und seltene Ausgaben in ständigem Wachstum, und es werden ganz fabelhafte Preise dafür gezahlt. Ein paar Beispiele: Ein Amerikaner zahlte 50 000 Fr. im vorigen Jahr in London für ein Büchlehen von 62 Seiten, eine Ausgabe von „The Passionate Pilgrim“; es handelt sich dabei nicht um ein echtes Werk Shakespeares, sondern um einen Mißbrauch seines Namens, unter dem der Buchhändler Jaggard im Jahre 1599 eine Gedichtsammlung herausgab, die zur Verbedung des Betruges nur mit zwei echten Sonetten des Dichters eröffnet wurde. Ein anderer Amerikaner zahlte 50 000 Fr. für ein Exemplar der ersten Folioausgabe von Shakespeares, die als Druckwerk jedenfalls keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben kann. Merkwürdiger ist es noch, daß auch für Autographen immer höhere Preise gezahlt werden, auch bei solchen, bei denen man kaum ein unmittelbares Interesse voraussetzen kann. Für einen Brief vom Vater Schillers wurden so nicht weniger als 400 R. bezahlt. Am unbegreiflichsten werden freilich vielen die Liebhaberpreise für Briefmarken erscheinem, die noch weit über die für alte Bücher hinausgehen: im vorigen Juni wurde die Markensammlung von Leroy b'Etioles für 827 152 Fr. verkauft!